

# In freier Stunde

◆ Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ ◆

Nr. 9.

Posen, den 5. Juli 1927.

Nr. 9.

Copyright by Union Deutsche Verlagsgesellschaft, Stuttgart.

## Der verlorene Kranz

Roman von Toni Rothmund.

8. Fortsetzung.

Nachdruck verboten.

„Ist das auch wirklich wahr, und sagt Ihr es nicht aus eurer großen Gutherzigkeit heraus?“ fragte sie nun doch fast ungläubig.

Aber er lächelte ruhig. „Nein, es ist, wie ich sage, Margrit. Es ist ein großes Glück, einen Menschen zu haben, dem man geben darf, der zu nehmen versteht, und das hast du verstanden. Du warst immer eine offene Schale für meine Gedanken. Und ich hab' das festsichere Vertrauen zu dir, daß du dich nun nicht mehr verlieren kannst. Du wirst immer daran denken, daß du mit mir über Höhen gegangen bist und von oben auf die Erde hernieder geschaut hast.“

Da wurde es ihr Angst. „Ihr denkt zu gut von mir,“ stammelte sie. „Habt Ihr vergessen, woher ich komm' und wohin ich geh'? Weiß ich denn, was auf mich wartet und wie es mir gefocht wird, und ob — mir das Lichtlein, von dem Ihr einmal gesagt habt, nicht auslöscht?“

„Ich weiß, daß du auf die Dauer in Stidluft nicht wirst leben können. Du wirst frische Luft um dich schaffen.“

„Ich will's wenigstens versuchen,“ sagte sie leise.

Sie sprachen dann nicht mehr. Stumm schritten sie nebeneinander durch den verrinnenden Abend. Es war dunkel, als sie daheim anlangten. Da sagte Firnhaldler: „Wenn du einmal in Not bist, oder einen Freund brauchst, oder eine Zuflucht suchst, dann weißt du, wohin du kommen sollst. Kümmer dich nicht darum, was meine Schwester sagt und was die Leute reden. Vergiß nicht, daß du immer und immer zu meinem Leben gehörst.“

Wie am Tage ihrer Einsegnung küßte er sie auf die Stirn. Und dann gingen sie ins Haus. Das war ihr Abschied gewesen, sie wußten es beide. In Gegenwart von Lena würden nur noch lähle und leere Worte fallen, denn es war so, daß alle Herzenstöne in ihrer Nähe verdorrten wie Blumen in vergifteter Luft.

5.

Wieder stand Margrit am Waldrand und schaute auf das Gehöft nieder, das ihre Heimat war. Heut aber lag es nicht im Maienglanz und Hochzeitskleid da wie damals. Grau duckten sich die strohgedeckten Dächer, Regenwolken hingen tief darauf hernieder, verlassen lag Straße und Hof. Ein Hund jaulte durch den Regen herauf, das klang so trostlos und klagend, daß es Margrit fröstelte. Fast schweigend hatte sie mit dem Jungen den langen Weg zurückgelegt. Wohl hätte sie gern manches gewußt, aber es ziemte der Haustochter nicht, das Knechtli auszufragen. So stieg sie jetzt eilig den schlammigen Pfad hernieder, an den Wasserlachen des Hofes vorbei und der Haustür zu. Der Hund geriet in einen wahren Tobsuchtsanfall, so daß sie unwillkürlich zauderte. Da tat sich die Haustür auf, und der Zwiggart

trat heraus. Mit einem Fluch wies er das Tier zur Ruhe und sah gleichzeitig die Kömmlinge überrascht an. „Margrit, bist du's wahrhaftig? Bei dem Wetter!“

Aus diesen Worten entnahm Margrit, daß er nichts von ihrem bevorstehenden Kommen gewußt hatte. „Die Mutter hat nach mir geschickt,“ sagte sie bellommen.

„So, die Mutter! Freilich, sie ist nicht zuweg. Aber komm in die Stube, Margrit.“

Das Knechtlein legte Rucksack und Schachteln auf dem Hausgang nieder. „Die Lade ist noch an der Bahn,“ sagte er und stolperte mit seinen schweren, nassen Stiefeln in die Küche, um sich zu stärken.

„Die Lade — ja kommst du für ganz?“ fragte der Wirt immer noch erstaunt. Und sie erwiderte: „Die Mutter hat's gewollt. Was fehlt ihr denn, Thomas?“

„Sie liegt seit ein paar Tagen. Aber 's Judith meint, es hab' nichts auf sich.“

„Wo ist denn 's Judith?“

„Wird draußen irgendwo sein. Ich will's rufen. Sitz hin derweil, Margrit.“

Er ging, und Margrit sah sich in der Stube um. Es war zu dieser Zeit kein Gast darinnen. Am Ofen stand ein Korbwagen, in dem schlummerte das Breneli, das sich nach kaum einem halben Jahr eingestellt hatte. Daneben saß ein kleiner, etwa dreijähriger Knabe mit großen, scheuen Augen in einem vergränten Gesicht. In seinen Augen lag eine so grenzenlose Kindereinsamkeit, daß es Margrit durchs Herz ging. Mitleidig beugte sie sich zu dem Kleinen nieder und fragte: „Wie heißest?“

„Leonhard,“ gab das Kind scheu zurück. In dem Augenblick kam Zwiggart mit seiner Frau zurück. Judith bot der Schwester Willkommen, aber die schwarzen Augen waren finster zusammengezogen. Der Wirt setzte Wein und Brot auf den Tisch, dazu ein Stück Speck und frische Butter. „Ich, Margrit, du wirst hungrig sein.“

„Ich möcht' erst zur Mutter hinauf, wegen der bin ich doch kommen,“ sagte Margrit schüchtern. Judith horchte auf. „So, wegen der? Das wär' grad nit nötig gewesen. Wo willst denn schlafen?“

„Wird doch wohl ein Plätzel für mich frei sein, Judith. Ich bin hier daheim wie du.“

„Bis jetzt hat man nichts davon gewußt, daß du hier daheim bist,“ sagte Judith schroff. Der Mann aber, da er merkte, daß der Besuch seinem Weibe so gar ungelegen war, stand auf einmal für die junge Schwägerin ein.

„Das Zimmerlein neben der Stiege droben könnt' man ihr einrichten.“

„Da hab' ich Vorräte drin.“

„Die werden wir gleich draus haben,“ sagte Thomas bestimmt.

„Wohin damit? Ist so kein Platz in dem alten Kasten!“

„So? War doch Platz genug für den Koch!“

Das Wort verstand Margrit nicht. Der Schwester aber jagte es einen roten Zorn ins Gesicht, daß sie hinausging und die Tür krachend hinter sich zuwarf. Das Breneli erwachte davon und fing an zu brüllen. Der kleine Leonhard bemühte sich sofort um das Kind und schob den Wagen leise schaukelnd hin und her, so daß es zu weinen aufhörte. Margrit stand auf. „Ich will

warten, bis Judith ihren Zorn verwürgt hat, und geh derweil hinauf," sagte sie.

„Da kannst lang warten," versetzte er höhnisch. „Aber sei nur ganz ruhig, du bekommst ein Zimmer und sollst bleiben, solange du magst und es bei dem Satansweib aushältst. Aber ein Glas Wein kannst immer noch vorher trinken. Komm, auf gute Freundschaft, Margritli!"

Er füllte zwei Gläser, und sie mußte ihm Bescheid tun. Sie trank nur ein paar Schlücklein. Thomas Zwiggart aber leerte das Glas in einem Zug und goß sich gleich ein zweites voll. Margrit wandte sich nun, um die Mutter aufzusuchen, wegen der eine immer größere Sorge ihr Herz beschwerte.

In ihren rotgewürfelten, zerwühlten Kissen lag die Schwänderin. Die grauen Haare hingen ihr wirr ins wächserne Gesicht, ihre Augen waren wie erloschene Kohlen. Sie streckte der Tochter die runzlige Hand entgegen: „Bist willkomm, Margrit. Sitz dort auf den Stuhl. Hast schon zu Abend gegessen? Ich hab' dich schon vor einer Weile kommen hören."

Margrit setzte sich zu ihr ans Bett. „Wie geht's denn, Mutter? Und warum habt Ihr mich nit früher holen lassen?"

„Ich hab' immer gemeint, es bessert. Aber es will nicht mehr gut werden."

„Was ist's denn?" fragte Margrit ängstlich.

„Ja, ein offener Fuß. Da schau her." Und bereitwillig schob sie das schwere Deckbett weg und zeigte ihren Brufen, von dem sie einen langen, langen Verbandlappen abwickelte. Sie ging feierlich dabei zu Werke wie bei einer heiligen Handlung. Sie war noch nicht viel krank gewesen in ihrem Leben und meinte nun, es gehe gleich ans Sterben.

Margrit erschraf, als sie die Wunde sah. „Habt Ihr keinen Arzt gefragt?"

„Nein, was denkst auch, Margrit? Ich hab' noch nie dokteret und will auch nit dokteren. Wir haben Umschlag' von Kamillentee und Beinwell gemacht. Einmal hab' ich auch ein Stück Kalbfleisch draufgebunden. Hilft aber alles nit."

„Morgen holen wir die Krankenschwester aus der Stadt," sagte Margrit bestimmt. Und dann fragte sie die Alte, ob sie ihr das Bett frisch machen solle.

„Ja, das könntest, Margrit. Dazu hat 's Judith doch nie rechte Zeit. Und 's Kätterle mag ich nit an meinem Bett haben."

Die Alte hinkte ans Ofenbänkchen, und Margrit hüllte sie in eine Wolldecke, bis sie fertig war. So klein und zusammengewallen sah die Bäuerin aus, die die Margrit sonst nur stolz und aufrecht gekannt hatte. Als sie sich in dem frischgemachten Bett ausstreckte und die Tochter dankbar ansah, da fühlte Margrit zum erstenmal etwas wie Liebe für das Weib, das ihre Mutter war.

Es wollte schon nachten. Margrit zündete ein Erdöllämpchen an und legte noch ein Scheit Holz in den Ofen. Die Alte fragte fast ängstlich: „Haben sie's gemerkt, daß ich dich hab' holen lassen?"

„Hätt' ich's sollen verschweigen? Das hab' ich nit gewußt."

„Dann wird 's Judith wieder wüßt zu mir sein und zu dir ebenfalls."

Margrit warf den Kopf in den Nacken. „Vor dem Hirt' ich mich nit."

„Ja, weil du nit weißt, wie es ist. Es ist nit gut leben mit ihm, du wirst schon sehen. Der einzige, den es fürcht', ist der Thomas. Der wird Meister über es. Sie leben aber nit gut miteinander, und es geht oft wüßt zu drunten. Und ich lieg' dann da oben und muß hinunterhören!"

„Wie hat das denn kommen können?" fragte Margrit erschüttert. „Sie sind doch so verliebt ineinander gewesen!"

„Ach, Lieb' und Haß sind nah beieinand, Kind! Das hab' ich oft erfahren. Und bei denen zweien ist kein

Frieden mehr im Haus, seit 's Judith das Büble geholt hat, den Leonhard!"

Katlos schaute Margrit die alte Frau an. „Das Kind drunten, das Büblein?"

„'s ist dem Judith seins, Margrit. Sei still, sag nit, daß ich's dir verraten hab'. Sie hat's zu Basel drein gehabt, und es ist ihm schlecht gegangen. Es hat einen erbarmt, das Büble! Da hab' ich zu ihr gesagt, hol's heim, du bist jetzt verheiratet, es gehört halt einmal zu dir. Ich hab' aber nit anders gemeint, als der Thomas weiß alles von dem Büble. Er hat aber scheint's nit gewußt und ist ganz rabiat worden, wo er's erfahren hat, daß 's Judith ein Kind hat. Seitdem ist's keinen Tag mehr gut gewesen. Der Thomas trinkt mehr, als recht ist, und dem Schmuggel geht er auch nach. Er hat's schon vorher getan. Immer hat er Geld gehabt, und doch nit recht gearbeitet. Sie heißen ihn ja den Schmuggelkönig. Alle Nacht schlier kommen seine Freund', und sie hoden beieinander und denken sich Plän' aus, und 's Judith mitten drunten und ist die wildest' von allen. Vielleicht meint sie, daß sie damit den Thomas wieder gut machen kann, ich weiß nit. Das Büble schaut sie kaum an und gibt ihm kein freundliches Wort, bloß um den Thomas nit zu ärgern. Ja, so ist's hier bei uns, Margrit, 's ist ein Unlegen auf dem Haus — und manchmal kommt mir eine Angst, als ob das noch nit alles sei, als ob noch Aergeres kam —"

Die Stimme war erloschen, die Augen waren trüb und blindlos, als schauten sie über das Gegenwärtige weg in kommende Dinge. Margrit schauerte zusammen, Der Regen schlug an die Fenster Scheiben, der Wind heulte, und ein langgezogener Klage-ton des Hundes klang herauf.

Blöcklich fuhren die beiden in jähem Erschrecken zusammen. Ein Poltern erscholl vor der Tür, als wolle das Haus einstürzen. Krachend wurden Gegenstände herumgeworfen, bössartiges Türentnallen und heftige Worte tönten dazwischen.

(Fortsetzung folgt.)

## Urwaldbrüder.

### Eine Geschichte aus Peru.

Von Ventura Garcia Calderon.

Man soll im Urwald einen tüchtigen Mann niemals fragen, ob er mit der Justiz seines Landes in Konflikt kam, ob er ohne Komfort, die Reite an den Füßen, nach dem neuen Kontinent fuhr, um in Guyana Steine zu klopfen und eines Tages nach dem Amazonas zu flüchten.

In heißen Tagen — beim Ueberschreiten eines Flusses unter einem Hagel bergsteier Indianerpfeile oder als er selbst etwas Pulver auf seinem linken, von einer Schlinge gebissenen Arm anstreckte — hat Smith sich wie ein Mann benommen. So wollte ich auch nicht wissen, was er früher getrieben hatte, ehe wir uns auch dem Floß kennen lernten, das den schäumenden Maranon hinunterglitt, dem Lode entgegen. Ohne ein Wort zu äußern, schlug er den verärrterischen Indianer, der das Fahrzeug steuern lassen wollte, zu Boden, nahm die Ruder mit der Sicherheit eines alten Oxforders und brachte uns gewandt durch die verhängnisvollen Stromschnellen. Dann sprang er, vollkommen ruhig, ins Wasser, um seinen Hund, der mit dem Indianer über Bord gegangen war, zu retten. Ein Mann, der seinen Hund so liebte, schien wirklich nicht gefährlich zu sein.

Von da an nahm ich ihn in meinen Dienst. Wir kamen vor-trefflich miteinander aus, fast ohne Worte, denn von Natur aus schweigsam, konnte er sich als echter Engländer niemals dazu entschließen, eine andere als seine Muttersprache zu sprechen. Besser fand er ein grauenhaftes Ende.

Seit zwei Tagen bahnten wir uns, ohne Wasser, ohne Lebensmittel, einen Weg mit dem Madete durch ein Dickicht, dessen Dämmerlicht und nächtliche Geräusche unsere Nerven aufrieben. Es war von seinem Hund, ohne Zweifel in einem Anfall von Tollwut, gebissen worden, doch eine merkwürdige Scheu hielt uns beide ab, darüber zu reden. So hasteten wir weiter, um möglichst bald nach meinen Bestrebungen bei Quitos zu kommen, dem einzigen Fleck, wo ich Chinin für mein Fieber und er einen heilkundigen Indianer finden konnte. Das andauernde Knacken im Gebüsch verriet, daß der Hund uns folgte. Auch jetzt kam kein böses Wort, kein Fluch über Smiths Lippen, doch begann er manchmal heftig zu gestikulieren. Wahrscheinlich geschah es in seinem letzten klaren Moment, daß er mir seinen Browning reichte und, ganz rot im Gesicht, als schämte er sich, in einem Stauderwelsch von Englisch und Spanisch sagte:

„Wenn das einrichten sollte, machen Sie mit mir ein Ende, nicht wahr? ... All right!“

Raum hatten wir eine geeignete Lagerstelle für die Nacht gefunden, so verlangte er den Rest von unserem Juderwachtelknaps. Gang sanft bemerkte ich, daß Wannwein nicht gut für seinen Zustand sei. Die Augen durcheinanderlaufen, starrte er mich an und begann ... zu knurren, leise zu knurren wie der tollwütige Hund. Im selben Moment warf er sich auf mich. Aus seinem schäumenden Mund lief gelber Speichel, während die Zähne wie im Berganfsieber klapperten. Der Kampf war kurz. Doch als ich ihn an einen Baum gebunden hatte, fehlte mir das Herz, mein Versprechen zu erfüllen.

Was tun? Ihn sofort erschließen oder ihn lebend den wilden Tieren überlassen? ... Kürzerliche Stunden kamen. Die Tollwut fohkte ihn ganz und gar. Schon war er zur Bestie geworden, deren Wben sich in einer übermenschlichen Anstrengung blähten, um zu heulen — mit besauswändigender Junge und dem wutverzerrten Ausdruck des Maulwurfs in der Fohle. Jetzt bellte er ...

Da sah ich in dieser Hölle, schimmer als der Tod, Stihouerten umherhüpfen, und erst nach einer geraumen Weile wurde es mir klar, daß ich keine Indlaner vor mir hatte.

Von den Schreien angelockt, gtmen die Affen, um diesem seltsamen, tobenden Wwider, dessen Laute nicht mehr die der Menschen waren, im Lode herumzuheulen. Zuerst etwas zurückhaltend, umringelten sie Smith, ließen sich an ihm, antworteten ihm mit verzweifelten Gesten. Es war auch eine Sprache, eine Sprache offensbarer Empathie, an ihn, den gefallenen Menschen gerichtet, der sich wieder mit seinen wilden Wwldern im Walde vereinigte. Alle diese Affen schwächten gleichzeitig etwas Sanftes, etwas Förtliches — wie soll ich sagen? — eine Art freundschaftliche Botschaft, daß es mir kalt über den Rücken lief. Mit welchem Wlde menschlicher, mystischer Förtlichkeit konnte ich wohl diesen ganzen tröstlichen Auspruch in der Stunde der Agonie vergleichen, der mich gleichzeitig abließ und angog?

Vergebens warf ich Aeste nach ihnen, um sie von der Richtung zu vertreiben.

Smith harrb, die bildlichen Lippen fest zusammengepreßt, schmutzige Tränen auf dem gebunfenen Gesicht. Wöhlch näherie sich ihm ein riesiges Affenwöwchen. Wollte es den Reichenam vielleicht profanieren? ... Ich schob, schob ohne Mitleid.

Zwei Tage später fanden mich meine Indlaner — hob von Sinnen, geschulterend wie ein Affe.

(Einzig berechtigte Uebersetzung von Otto Wbrecht von Wbber.)

## In Sachen ...

### Ein Vormittag auf dem Amtsgericht.

(Nachdruck verboten.)

9,30 Uhr vormittags, die Gänge im Gerichtsgebäude stehen voll Menschen, die als Parteien oder Zeugen geladen sind, Anwälte in fliegenden Talaren und mit schweren Aktendbüdeln durchhellen im D-Fugtempo Hallen und Klure, die Gerichtsdiener treten aus den Verhandlungszimmern, die sie von innen aufgeschlossen haben, einer ruft:

„Die Parteien, die halb zehn auf Zimmer 247 bis 249 geladen sind, eintreten ...“

Und langsam wüßt sich der Strom in den kleinen Saal, wo der Gerichtsschreiber die Akten ordnet, während der Amtsrichter sich auf den Ansturm vorbereitet, der nun einsetzt. Schon treten die Parteien an die Kampe und rufen ihre Nummern aus, jeder möchte zuerst abgefertigt werden.

„2841.“

Der Richter ruft:

„Ach so, das ist die Sache mit der Wäsche. Wo ist Herr Bohmer?“

„Hier.“

„Sie haben die Wäsche nicht gekauft, sagen Sie?“

„Nein, meine Frau ...“

„Aber dann müssen Sie doch bezahlen.“

„Ich denke nicht daran, ich habe meiner Frau keinen Auftrag erteilt.“

„Den braucht sie auch nicht. Dinge, die zum Haushalt gehören, kann sie einkaufen, ohne Sie zu fragen. Was war es denn überhaupt?“

Jetzt meldet sich die Klägerin, Frau Boms, Inhaberin eines Wäschegefäßes. Es seien zwei Tischtücher und zwei Bettlaken gewesen.

„Kosten zusammen?“

„16,40 Mart.“

„Na sehen Sie, das ist doch ein geringer Betrag.“

„Ich will aber nicht, meine Frau hat die Sachen mitgenommen, wir leben getrennt, die kann bezahlen, ich nicht.“

„Was heute los ist, interessiert uns nicht, damals lebten Sie noch zusammen, also müssen Sie bezahlen. Wollen Sie oder nicht?“

„Wie bekomme ich denn die Wäsche?“

„Da müssen Sie sich an Ihre Frau wenden.“

Der Mann kann sich nicht entscheiden, den Betrag anzuerkennen, läßt sich lieber verurteilen, als auf einen Vergleich einzugehen und verläßt wortlos den Saal. Frau Boms hinter ihm ein, vielleicht einigen sie sich noch draußen auf dem Gang. Nächste Sache.“

„8214,“ ruft ein Anwalt und legt auch gleich los. „Der Beklagte betreibt einen Verlag und hat vom Kläger 50 Artikel und Berichte angenommen, sowie veröffentlicht, für die ein Honorar ...“

Der Gegenanwalt meldet sich.

„Es sind nur 25 Artikel angegeben, Herr Kollege.“

„Sie irren, es waren 50 ...“

„Der Zahlungsbefehl liegt bei den Akten, ich bitte nachzusehen.“

Der Richter blättert.

„Hier sind allerdings nur 25 Artikel ...“

„Dann muß ein Irrtum vorliegen, es waren 50.“

„In diesem Fall muß ich um genaue Substanzierung bitten,“ sagt der Anwalt des Beklagten.

„Also vertagen wir, nächster Termin am 12. Dezember.“

Die Anwälte sind schon draußen.

„Nummer 2328 bitte.“

„Richtig mit dem Anzug. Beklagter ist Herr Arndt.“

„Dann muß ein Irrtum vorliegen, es waren 50.“

„In diesem Fall muß ich um genaue Substanzierung bitten,“ sagt der Anwalt des Beklagten.

„Also vertagen wir, nächster Termin am 12. Dezember.“

Die Anwälte sind schon draußen.

„Nummer 2328 bitte.“

„Richtig mit dem Anzug. Beklagter ist Herr Arndt.“

„Dann muß ein Irrtum vorliegen, es waren 50.“

„In diesem Fall muß ich um genaue Substanzierung bitten,“ sagt der Anwalt des Beklagten.

„Also vertagen wir, nächster Termin am 12. Dezember.“

Die Anwälte sind schon draußen.

„Nummer 2328 bitte.“

„Richtig mit dem Anzug. Beklagter ist Herr Arndt.“

„Dann muß ein Irrtum vorliegen, es waren 50.“

„In diesem Fall muß ich um genaue Substanzierung bitten,“ sagt der Anwalt des Beklagten.

„Also vertagen wir, nächster Termin am 12. Dezember.“

Die Anwälte sind schon draußen.

„Nummer 2328 bitte.“

„Richtig mit dem Anzug. Beklagter ist Herr Arndt.“

„Dann muß ein Irrtum vorliegen, es waren 50.“

„In diesem Fall muß ich um genaue Substanzierung bitten,“ sagt der Anwalt des Beklagten.

„Also vertagen wir, nächster Termin am 12. Dezember.“

Die Anwälte sind schon draußen.

„Nummer 2328 bitte.“

„Richtig mit dem Anzug. Beklagter ist Herr Arndt.“

„Dann muß ein Irrtum vorliegen, es waren 50.“

„In diesem Fall muß ich um genaue Substanzierung bitten,“ sagt der Anwalt des Beklagten.

„Also vertagen wir, nächster Termin am 12. Dezember.“

Die Anwälte sind schon draußen.

„Nummer 2328 bitte.“

„Richtig mit dem Anzug. Beklagter ist Herr Arndt.“

„Dann muß ein Irrtum vorliegen, es waren 50.“

„In diesem Fall muß ich um genaue Substanzierung bitten,“ sagt der Anwalt des Beklagten.

„Also vertagen wir, nächster Termin am 12. Dezember.“

Die Anwälte sind schon draußen.

„Nummer 2328 bitte.“

„Richtig mit dem Anzug. Beklagter ist Herr Arndt.“

„Dann muß ein Irrtum vorliegen, es waren 50.“

„In diesem Fall muß ich um genaue Substanzierung bitten,“ sagt der Anwalt des Beklagten.

„Also vertagen wir, nächster Termin am 12. Dezember.“

Die Anwälte sind schon draußen.

„Nummer 2328 bitte.“

„Richtig mit dem Anzug. Beklagter ist Herr Arndt.“

„Dann muß ein Irrtum vorliegen, es waren 50.“

„In diesem Fall muß ich um genaue Substanzierung bitten,“ sagt der Anwalt des Beklagten.

„Also vertagen wir, nächster Termin am 12. Dezember.“

Die Anwälte sind schon draußen.

„Nummer 2328 bitte.“

„Richtig mit dem Anzug. Beklagter ist Herr Arndt.“

„Dann muß ein Irrtum vorliegen, es waren 50.“

„In diesem Fall muß ich um genaue Substanzierung bitten,“ sagt der Anwalt des Beklagten.

„Also vertagen wir, nächster Termin am 12. Dezember.“

Die Anwälte sind schon draußen.

„Nummer 2328 bitte.“

„Richtig mit dem Anzug. Beklagter ist Herr Arndt.“

## Das 6. Mozartfest in Würzburg.

(Nachdruck verboten.)

Mozarts anmutig-heitere, liebenswürdig-geniale Musik steht in einer wundervollen Einheit zu dem Begriff architektonischer Intimität, die das Würzburger Residenzschloß Johann Balthasar Neumanns bildhaft und akustisch bezeichnet.

So hat auch in diesem Jahre unter der Gesamtleitung von Geheimrat Dr. Hermann Zilcher das sechste Würzburger Mozartfest im Kaisersaal bzw. Hofgarten der Residenz den erfreulichen Verlauf eines musikalischen Ereignisses genommen. Zwei Orchesterabende, zwei Kammermusikabende, eine Nachtmusik. Wie in Salzburg auf Schloß Elmau auch in Würzburg, der von

Mozart geliebten Stadi: — eine Mozart-Feyer! Irene Eden (Staatsoper Berlin) sang in vollendet ansprechender Melodieführung einige Arien. Marianne Rau-Hoeglauer (Berlin) bot in bekannten Liedern, Arien und Arien warm erblühende Musikalität. Die letzte Freiheit und das Mitreißende des Hörers über den Rahmen geschulter Kunstfertigkeit blieb der Sängern aber versagt. Der Vortrag der Sinfonien Nr. 32 in G-Dur, Nr. 31 in D-Dur und der Es-Dur-Sinfonie, letztere auch Mozarts „Croika“ genannt, offenbarte die zwingende künstlerische Intuition und den bewundernswerten Formensinn Hermann Filders. Seine Stabführung zu erleben, im A-Dur-Werk Mozarts dem Pianisten Filders, dem Künstler romantischer Sehnsucht, zu lauschen, gehörte auch in diesem Jahre mit zum Schönsten, was das Würzburger Mozartfest in ergreifender Weise gestaltet hat. Ein aparter Genuß war die Sonate für Klavier (Professor Niebauer) und Violine (Professor Schiering) in B-Dur. Auch die Darbietungen der Streicher- und Bläserquartette des Würzburger Staatskonservatoriums waren von bester Wirkung. An Stelle des erkrankten Prof. Cahnbly war Prof. Willy Ramping (Violoncell) eingesprungen. Der Wunsch des Chronisten ist insbesondere: Möge das Würzburger Mozartfest immer mehr den Sinn für die Schönheiten genialer Kammerkonzerte — erklängen diese im bescheidenen Kreis ernster Hausmusik, in bestimmten Salons oder an sonst bevorzugter Stätte — wecken und fördern!

## Der 250. Todestag des Angelus Silesius. 9. Juli 1927.

In diesem Jahre hat die gebildete Welt den 250. Todestag Spinozas festlich begangen. Ein Gedenktag ähnlicher Art fällt ebenfalls in dieses Jahr; am 9. Juli sind 250 Jahre verfloßen, seit Johannes Scheffler (Angelus Silesius) gestorben ist. Scheffler gahnt zwischen diesen Männern eine unüberbrückbare Kluft. Angelus Silesius, der tief sinnige Mystiker, faßt in seinem „herubimischen Wandersmann“, das, was der mystische Schöpfergeist vom 14. bis zum Anfange des 17. Jahrhunderts geschaffen hat, in knappen, eindringlichen Sprüchen zusammen und übt damit eine nur zeitweise unterbrochene mächtige Wirkung aus. Infolge seiner mystischen Richtung tritt er vom Luthertum zum Katholizismus über und wird bald zum heftigsten Gegner des Glaubens, in dem er aufgewachsen war; sein berühmtestes, von Protestanten viel gesungenes Lied: „Mir nach, spricht Christus, unser Heil“ ist dieser Kampfesstimmung entsprungen. Müde, enttäuscht, abgearbeitet starb er am 9. Juli 1677 im Matthiaskloster zu Breslau. So tief der Gegensatz zwischen dem deutschen Konvertiten und dem holländisch-jüdischen Weisen auch ist, es führen doch Fäden von dem „herubimischen Wandersmann“ zu Spinozas Philosophie hinüber. Ueber diese geistesgeschichtlich ungemein wichtige Tatsache sowie über Schefflers Lebensschicksale und Werke unterrichtet eingehend, vielfach auf Grund neuererschlossener Quellen, die vor kurzem im Verlage von W. H. Gottl. Korn in Breslau erschienene, mit 6 Bildern geschmückte Biographie: Angelus Silesius. Ein Lebensbild von Georg Ellinger. 1927. (Preis 7 Nm., brosch., gbb. 9 Nm.)

## Allerlei Wissen.

**Ausgrabung einer indianischen Tempelstadt.** Zwei amerikanische Forscher entdeckten im Innern der Panamaprovinz Cocola in der Nähe des Rio Grande eine indianische Tempelstadt, die 2000 bis 5000 Jahre alt sein dürfte. In der Tiefe von 8 Metern wurde das Skelett eines Häuptlings in voller kriegerischer Uniform bloßgelegt. Außerdem wurden Überreste eines alten Tempels aufgefunden und wertvolle Kunstschätze ans Tageslicht befördert. Die Ausgrabungen werden systematisch fortgesetzt.

**Die elektrische Trodnung des Vogelgefieders.** Bei heftigem Regen kommt es nicht selten vor, daß auch das Gefieder der Vögel vollständig durchnäßt wird. Mit den durch Nässe beschwerten Säwingen könnte der Vogel aber nicht fliegen, und so erfolgt denn in kurzer Zeit schon eine Trodnung, und zwar sozusagen auf elektrischem Wege. Bei der Reibung mit der Luft werden die Deckfedern positiv und die darunter liegenden Flaumfedern negativ elektrisch. Schneidet man eine Flaumfeder auseinander, so wird ihre Spitze ebenfalls positiv elektrisch, während ihre Basis negativ bleibt. Wenn nun ein nasser Vogel sich schüttelt, und das ist das erste, was er tut, so werden die Deckfedern, die durch die Nässe ihre Elektrizität verloren hatten, wieder positiv elektrisch. Infolgedessen stoßen sich die feinen Federchen, die vom Federschaft ausgehen, gegenseitig ab und die verflochtenen Federn gehen nun rasch wieder auseinander.

**Ebbe und Flut des Blutes.** Dr. Shaw von New Castle hat die Tatsache des Ab- und Zunehmens der weißen Blutkörperchen im Blute zum Anlaß eingehender Untersuchungen genommen und veröffentlicht nun in der medizinischen Fachpresse das Ergebnis seiner Arbeiten. Er spricht dabei von einer Ebbe und Flut im Blute, ähnlich der des Wassers, ohne die eigentlichen Gründe hierfür angeben zu können.

**Aufforstung durch Flugzeuge.** Der Parkarchitekt von New Orleans in Amerika hatte den Auftrag bekommen, ein Gelände von 1000 Hektar neu zu besäen. Er mietete ein Flugzeug und ließ in zweimal zehn Minuten das Gelände besäen. Der Samen war in einem Sack untergebracht, der beim Ueberfliegen des Ge-

ländes vom Führerflü ausgeföhlet wurde und seinen Inhalt nach unten auswarf, wobei der Propeller des Flugzeuges die Streuung besorgte. Für die Aufforstung der amerikanischen Wälder dürfte diese Methode sehr vorteilhaft sein.

## Aus aller Welt.

**Chinesische Höflichkeit.** Die Höflichkeit gehört bekanntlich zu den typischen Charaktereigenschaften der Chinesen. Gegenüber den Formen, die er im Umgang mit den Menschen bewahrt, ist das Benehmen selbst des galantesten Europäers grob und ungeschlacht. Eine hübsche Illustration dazu gibt ein Brief des Chinesen, den ein Blatt kürzlich veröffentlicht hat, dessen Verfasser sich darin an einen, übrigens gänzlich unbekanntem, Schriftsteller wendet, dem er ein von ihm eingekauftes, nicht verwendbares Manuskript zurückschickte. Es heißt darin: „Erlauchtester Bruder der Sonne und des Mondes, ich neige mich vor dir, küsse die Erde vor deinen Füßen und erbitte von deiner Gunst die Erlaubnis, reden und sprechen zu dürfen. Der strahlende Glanz, der von deiner kostbaren Handschrift ausgeht, hat unsere Augen und unseren Geist geblendet. Wir haben die Arbeit mit Begeisterung gelesen. Nie ist es uns begegnet, ein Werk zu lesen und zu prüfen, das dem deinen in bezug auf die Ausbilde, die Ausdehnung und die Tiefe deiner Gedanken zu vergleichen wäre. Wollten wir es veröffentlichen, so würden wir damit ein unvergleichliches Vorbild aufstellen, und wir würden deshalb unseren Lesern niemals mehr andere Werke bieten können, die ja hinter den deinigen zurückbleiben müßten. Aus diesem Grunde schicken wir dir in zitternder Erregung dein Manuskript im Namen der gesamten Redaktion zurück, die in dir für alle Zeiten ihren Herrn und Gebieter sieht und bewundert!“

**Die lange Kleidung als Todesursache.** In London verunglückte eine 87jährige Frau, die ihre allmöglichen Ideen durch das Tragen besonders langer Kleidung in die Tat umsetzte, dadurch, daß sie beim Heruntergehen einer Treppe auf ihre Kleider trat und sich zu Tode stürzte.

**Amerikanische Einkommen in Statistik.** Das amerikanische Bureau für „Economische Untersuchungen“ berechnet, daß nach einer vorläufigen Schätzung, die sich auf die jüngsten diesbezüglichen Angaben stützt, das Jahreseinkommen aller Bewohner der Vereinigten Staaten im Jahre 1926 zusammen 89 682 000 000 Dollars (858 728 000 000 Mk.) betrug, gegen 62 736 000 000 Dollars (250 944 000 000 Mk.) im Jahre 1921. Die Summe entfällt auf 44 600 000 Personen, die bezahlte Arbeit verrichteten. Im Durchschnitt entfallen auf eine Person 2040 Dollars gegen 1537 vor fünf Jahren.

**Neue Dürer-Marken.** Der vorbereitende Ausschuß für das Dürerjahr 1928 in Nürnberg ist an die Reichspostverwaltung mit der Anregung herangetreten, mit Rücksicht auf die großen Feiern, die Dürers vierhundertster Todestag bringen werde, neben der schon vorhandenen Dürer-Marke, die den hohen 80-Pfennig-Markenwert darstellt, noch andere Dürer-Marken herauszubringen. Die Reichspostverwaltung hat nun mitgeteilt, daß sie diese Anregung gern aufgreifen werde; es sind zunächst Dürer-Marken mit Abbildungen des Dürer-Hauses und des Albrecht Dürer-Denkmal in Aussicht genommen.

## Fröhliche Ecke.

### Birchow als Examinator.

Einer der gefürchtetsten und strengsten Examinatoren war sicher Rudolf Birchow. Der Zufall wollte es nun, daß ein Kandidat der Medizin, aus Rußland gebürtig, dicht vor ihm bei einer Prüfung saß.

Rudolf Birchow sah ihn durch seine funkelnden Brillengläser an und hielt ihm ein Präparat dicht vor die Augen. Es handelte sich um etwas, was jeder Mensch eigentlich kennen muß, sogar dann schon kennen muß, wenn er nicht einmal die Absicht hat, Medizin zu studieren.

„Was ist das für eine Substanz, Herr Kandidat?“ fragte Birchow.

Der Student erhob sich und antwortete prompt nichts als: „Das ist das Leber!“

Birchow fuhr zurück, legte das Präparat auf den Tisch und sagte, mühsam ein Lächeln unterdrückend: „Das ist — sagen wir — nicht ganz — korrekt ausgedrückt, Herr Kandidat! — Erstens heißt es nicht: das Leber, sondern schlicht: die Leber! Zweitens sagt man auch nicht: die Leber, sondern ganz einfach: Leber! — Drittens ist es aber gar nicht die Leber, sondern eine Lunge! — Ich danke Ihnen — Schluß!“

### Wer ist ein Optimist?

(Um die Sache klarzustellen, damit diese Frage endlich einmal aus den Witzblättern verschwindet.)

Ein Optimist ist ein Mann, der beide Beine und beide Arme bricht und dazu bemerkt: „Gott sei Dank! Wie mancher Tote wäre froh, wenn ihm das noch passieren könnte.“

Verantwortlich: Hauptschriftleiter Robert Styra, Poznań.